

Webinar: Zwischen den Kulturen – Missionskinder des 19. Jahrhunderts, 15.6.2023

Dr. Dagmar Konrad

Die Basler Mission sandte ab 1828 Missionare nach Indien, Afrika und China aus, die überwiegend aus dem Württemberger und Schweizer Raum stammten. Aufgrund der Heiratsordnung der Basler Mission mussten sie ledig nach Übersee reisen und durften erst nach zweijähriger ‚Dienstzeit‘ im Missionsgebiet, nachdem sie sich bewährt beziehungsweise überlebt hatten, beim sogenannten Komitee, dem obersten Leitungsgremium der Basler Mission von Übersee aus um Heiratsurlaub bitten. Die Frauen, die angefragt wurden, die sogenannten ‚Missionsbräute‘ kannten also ihren zukünftigen Ehemann außer von einer Fotografie und ein paar Briefen nicht. Dem pietistischen Glaubenskonzext entsprechend wurde die Heiratsanfrage und diese Art ‚Blind-Heirat‘ als Ruf Gottes interpretiert. Wie die Männer zuvor, reisten die Missionsbräute also ebenfalls ledig nach Übersee, wo dann erst die Hochzeit stattfand. Zwischen 1837 bis 1914 waren dies ungefähr 300 Frauen aus der Schweiz und Süddeutschland. Dem Missionsauftrag wurde alles untergeordnet, auch das Privat- und Familienleben. Die Kinder, die aus diesen Ehen hervorgingen mussten nämlich aufgrund der Kinderverordnung von 1853 spätestens im schulpflichtigen Alter in die Schweiz oder Württemberg geschickt werden, um in einem christlich-europäischen Umfeld aufzuwachsen. Daraus folgt, dass es sich bei den Missionarsfamilien in Übersee immer um getrennte, zerissene Familien handelte, die nur temporär bestanden. Letztendlich resultieren daraus mehrfach gebrochene Familienbiographien.

Im folgenden möchte ich mich auf einige wenige thematische Schwerpunkte konzentrieren, die das Familienleben in Übersee und das spätere elternlose Aufwachsen in Europa als Missionskind (aus den Tropen) betreffen. Wie gingen die Familien damit um - und was bedeutete dies überhaupt für alle Beteiligten?

In Übersee sollte die Missionarsfamilie Vorbildfunktion haben und das Ideal europäischen Ehe- und Familienlebens vermitteln. Dies spielte sich immer an der Schnittstelle zwischen Privatheit und Öffentlichkeit ab, nämlich im halböffentlichen Raum ‚Missionsstation‘. Da Kinder und Kinderreichtum in vielen Kulturen hohen sozialen Stellenwert haben, trugen die Missionskinder direkt zum Ansehen und der Akzeptanz der Missionarspaare in den fremden Kulturen und somit indirekt auch zum Erfolg der Mission bei. Überspitzt formuliert: Erst wenn Kinder kamen war auch das Missionspaar in der fremden Kultur ‚angekommen.‘

Auf der Missionsstation war die Missionarsfrau keineswegs nur Hausfrau und Mutter, sondern hatte

umfangreiche Aufgaben. So leitete sie häufig die Missionsmädchenanstalten, versorgte Kranke, ging mit sogenannten Bibelfrauen zu den einheimischen Frauen, gab Handarbeitsunterricht usw. Daher kam, was die Erziehung ihrer eigenen Kinder betrifft, dem einheimischen Kindermädchen eine besondere Bedeutung zu. Eine verlässliche nanny zu bekommen, war für die Missionarsfrauen immens wichtig. Obwohl die Kindermädchen meist christianisiert waren, brachten sie den Kindern natürlich lokale Vorstellungswelten, ihre ‚eigene‘ Kultur näher. Die Kinder beherrschten in der Regel die Sprache des Missionsgebietes besser als Deutsch. In vielen Fällen war diese sogar ihre einzige Sprache, Kenntnisse der Muttersprache ihrer Eltern fehlten oft ganz oder waren rudimentär vorhanden. Die regionale Sprache teilten sie vor allem mit den Kindermädchen, die so als sprachliche Bezugspersonen fungierten und dadurch auch eine signifikante Rolle bei der transkulturellen Prägung spielten. Die Kinder lebten also im Missionsland gewissermaßen ‚zwischen den Kulturen‘, der elterlichen, streng christlichen und der indigenen nicht christlichen. Sie waren kulturelle Grenzgänger und Grenzgängerinnen.

Und: sie bildeten häufig eine kulturelle Brücke zu der lokalen Bevölkerung. Das Mißtrauen, das die einheimische Bevölkerung oft den fremden Missionaren und Missionarsfrauen entgegenbrachte, wandelte sich angesichts der Existenz ihrer Kinder ins Gegenteil. Die Funktion der Missionskinder als ‚interkulturelle Brücken‘ ließe sich an vielen Beispielen beschreiben. So etwa mit den Sätzen der Marie Knausenberger, die sie von Indien aus an ihre Freundin Salome in Colmar schrieb. Im Jahre 1883 war sie Mutter einer Tochter geworden. *„Der liebe Gott hat uns in unserer Johanna ein so teures Geschenk gegeben. Du solltest sie sehen, wie sie alle Leute so hell anlacht, daß sie selbst die Herzen der stolzen Brahmanen gewinnt.“*¹

Die Tochter Johanna ebnete also den Weg zur obersten Kaste Indiens. Gerade durch die Missionskinder, die beispielsweise zu Besuchen mitgenommen wurden, wurde häufig eine interkulturelle Kontaktzone geschaffen, in der sich die einheimischen und die europäischen Frauen leichter und unbefangener begegnen und sich dann auch näher kommen konnten.

Doch nicht nur in Indien, auch in anderen Ländern, z.B. in Afrika wurde der Status der Missionarspaare durch ihre Kinder bestimmt. Das Missionarspaar Keller schildert die Ankunft ihres ersten Sohnes in Kamerun folgendermaßen.

Die Leute von Bombe waren ganz verzückt von ihm. Gleich am zweiten Tag kamen die jungen Weiber zum Tanz, sie brachten der Sitte gemäß etwas Brennholz mit und tanzten und sangen. Am nächsten Tag kamen dann die beiden Häuptlinge mit den Ältesten des Dorfes um zu gratulieren und

¹ ABM: 4/R I/203. Briefe von Marie Knausenberger, geb. Pfau an Salome Harder in Colmar. 1881-1883. Mangalur/Indien 5. Mai 1883.

schenkten ihm zwei Hühner. Die beiden Häuptlinge gaben ihm auch einen Namen „Mutuba ma Bombe“ das heißt: einer der sein Leben in Bombe angefangen. Sie beanspruchen ihn als ihr Kind, trotzdem er ja nicht hier geboren wurde!

An diesen Briefstellen werden sämtliche Facetten der kulturübergreifenden Funktion des Missionskindes deutlich. In vielen Quellen, die die ‚Ankunft‘ eines Kindes und die einheimischen Reaktionen darauf zum Inhalt haben, finden sich ähnliche Schilderungen. Das neugeborene Kind trägt zur Intensivierung des Kulturkontaktes bei. In diesem Beispiel führen Frauen einen indigenen Geburtsritus, das Tanzen im Reigen, für das fremde Kind auf und nehmen es damit symbolisch - als ihnen kulturell zugehörig - an. Sie erheben also zeichenhaft Anspruch auf das Kind. Zusätzlich zu seinem europäischen Namen erhält es von der einheimischen Bevölkerung, nicht von den Eltern, einen eigenen Namen, überspitzt formuliert, eine ‚zweite Identität‘. Das Leben des Missionarspaars sollte dem christlichen Auftrag gemäß transparent und ‚öffentlich‘ sein. Auch das Missionskind wird in diesem Beispiel zum ‚öffentlichen‘ Kind – zum Allgemeingut.

Die Trennung wurde von Eltern wie Kindern als äußerst schmerzhaft erlebt. Sie bedeutete, dass Kontakt nur noch brieflich möglich war (in den ersten Jahren nur indirekt über Mittelsleute, da die Kinder, wenn sie ihre tropische Heimat verlassen mussten, ja noch gar nicht schreiben und lesen konnten). Sie bedeutete ferner, dass die Familie auf verschiedenen Kontinenten lebte, dass ein Teil der Familie, nämlich neu hinzukommende Geschwister in den Missionsgebieten, den anderen Teil der Familie, die Geschwister in Europa nicht kannte und umgekehrt. Sie bedeutete zugleich, dass die Kinder sich fast zwangsläufig von dem Leben in Übersee entfernen mussten um in Europa zurecht zu kommen, während die Eltern in den Missionsgebieten blieben und das Leben, das die Kinder gekannt hatten, weiterführten und selbst bis zu einem gewissen Grad von der fremden Kultur verändert wurden. Auf den Punkt brachte dies die Missionarsfrau Johanna Ritter, die von Indien aus an ihre Tochter Else schrieb: *„Wie wir aussehen? Älter und indischer. Wenn wir jetzt nach Europa kämen, würde unsere ganze Erscheinung, unsere ganze Haltung, Kleidung und alles so gar nicht nach Europa passen und wir müssten erst nach und nach uns an alles anpassen.“*²

Das mussten auch die Kinder, die nach Europa reisten. Zwischen 1853, als der erste Kindertransport mit 24 Kindern von Indien aus startete bis 1914 (die Zäsur war der erste Weltkrieg), waren es rund 1500 Kinder, die aus den Missionsgebieten nach Europa auswandern mussten. Auf ein ‚entferntes‘ Kind folgte häufig in kurzem Abstand die Geburt eines ‚Ersatzkindes‘, eines Trostkindes, wie es bezeichnet wurde. Das Trostkind war ein besonderes Kind, da es als Ersatz für die ‚verlorenen Kinder‘ diente. Oft wurde nach einem Heimaturlaub das jüngste Kind wieder

² Privatbesitz: Briefkonvolut Johanna Ritter/ Mangalur, Indien.

mitgenommen. Es musste seine Geschwister ersetzen und war der einzige Trost der ‚kinderlosen‘ Eltern. Auf das ‚Trostkind‘ wurden alle Sehnsüchte nach den entfernten Kindern projiziert und umgekehrt war dieses Kind der Garant für neues Eltern Glück. Im Grunde musste das Trostkind das ideale und perfekte Kind sein. *„Wir sind wieder in Indien und zwar getrennt von unseren theuren Knaben, nur das Töchterlein, unsere Johanna, haben wir bei uns. Gottlob, daß wir noch diesen kleinen Sonnenstrahl mit uns nehmen durften. Ich glaube ohne ein Kindlein wäre ich ganz unglücklich gewesen. Die Maid ist unsere Wonne und richtet uns oft auf mit ihrem fröhlichen Lachen und einschmeichelnden Wesen.“*³

Die Missionarspaare waren im weitesten Sinne ‚Arbeitsmigranten‘, ihr Bestimmungs- und Arbeitsort war das Missionsgebiet in Übersee, wohingegen ihre Kinder das Missionsgebiet als den ‚Ort ihrer Kindheit‘ kannten und für sie wiederum Europa der Bestimmungs- und Arbeitsort wurde, den sie, um es mit heutigen Worten zu formulieren, als Kinder mit ‚Migrationshintergrund‘ betraten. Nach ihrer Ankunft in der Schweiz kamen sie entweder in das Kinderhaus der Basler Mission oder wurden bei Verwandten untergebracht. Das Kinderhaus war in eine Mädchen- und Knabenanstalt aufgeteilt, was bedeutete, dass auch Geschwister getrennt wurden. Ab jetzt war nicht mehr die vertraute Missionsstation sondern das Kinderhaus in Basel ihre neue Heimat. Dabei stellt sich aber die Frage: wurde das überhaupt die neue Heimat der Kinder? Beziehungsweise wie viele ‚Heimaten‘ gab es für die Kinder ab diesem Zeitpunkt? Die ursprüngliche mit den Eltern, die fremde europäische mit Ersatzeltern, manchmal, so geht aus Kinderbriefen hervor, konnte ihnen der Glaube ebenfalls ‚emotionale Heimat‘ sein. Die Sprache jedenfalls konnte ihnen keine Heimat sein, da wie gesagt viele Kinder kein Deutsch sprachen und sie sich in der Anfangszeit im Missionshaus mit niemand verständigen konnten. Die Frage ob etwa das Missionskinderhaus durch die Vielfalt der Herkunftsorte der Kinder als in gewissem Sinne ‚multikultureller Handlungsraum‘ gesehen werden kann, muss eher verneint werden, da durch die nun einsetzende Erziehung beziehungsweise, zugespitzt formuliert ‚Umerziehung‘ versucht wurde die vorhandene kulturelle Prägung zu löschen. Die Kinder sollten zu Schweizern und Schweizerinnen werden. Dennoch blieben sie für die Basler (säkulare) Bevölkerung stets die anderen, die fremden Kinder, eben: die Missionskinder oder die ‚Kinderhüsler‘. Aber eben durch ihre Präsenz in Basel wurden sie wieder zu ‚Brückenbauern‘. Durch die Missionskinder rückte auch die Basler Mission verstärkt in das Blickfeld.

Das Familienleben in Briefen gestaltete sich schwierig, da Briefe monatelang unterwegs waren und es somit immer eine zeitversetzte Kommunikation war. Insgesamt fällt auf, dass die Kinder als

³ Privatbesitz: Tagebuch Marie Hermelink, Mangalur 4. Januar 1887.

„kleine Kinder“ von den Eltern in Erinnerung behalten wurden, auch, wenn sie älter wurden. Sie wurden geradezu „en miniature“ konserviert. So schrieb beispielsweise Clothilde Dörr im Jahre 1864 ebenfalls von Indien an ihre Kinder, die bei Verwandten aufwuchsen und ihr eine Fotografie zugesandt hatten:

„Ihr seid recht neugierig, ob wir euch noch gekannt haben? Denket nur, kaum. Denn ihr seht ganz anders aus als wir euch im Gedächtnis hatten. Auch die langen Kleider, die wir nicht gewöhnt waren an euch, geben euch ein viel älteres Aussehen.“ Und dann schug sie vor: *„Wenn ihr wieder ein Photo machen lasst, dann zieht eure Sommerkleider und weiße Strümpfe an, keine schwarzen, vergesst das ja nicht. Sonst kommt ihr uns so alt vor, nicht wahr.“*⁴

Und für die Kinder wurden die Eltern allmählich zu abstrakten Wesen, die nur noch auf Fotografien und in Briefen existierten. Dem versuchten die Eltern entgegenzuwirken, indem sie den Kindern immer wieder gemeinsam Erlebtes in Erinnerung riefen und ihnen Erinnerungsstücke wie Vogelfedern, getrocknete Früchte oder Muscheln sandten, die dazu dienen sollten die Vergangenheit wiederzubeleben und zu bewahren. Wenigstens die Illusion eines gemeinsamen Familienlebens sollte aufrecht erhalten werden, was allerdings oft vergeblich war wie folgendes Zitat belegt.

Johanna Lutz, Missionarsfrau in Kamerun, schrieb 1896 an eine Freundin:

*„Wann und wie werden wir sie wiedersehen und wie wird dann ihr Herz sich gegen uns, ihre Eltern stellen? Wie oft hört man von Fremdbleiben und fast Widerstreben und nicht mehr miteinander Können von Eltern und Missionskindern.“*⁵

Umgekehrt wurden auch von den Kindern Dinge an die Eltern geschickt. Dabei handelte es sich in der Regel um Näh- und Bastelarbeiten oder Zeichnungen. Diese Dinge sollten den schulischen Fortschritt dokumentieren und dienen – im Gegensatz zu denjenigen, die die Eltern schickten – nicht dazu die Vergangenheit zu bewahren, im Gegenteil – sie waren „Entwicklungsbelege“, „Wegweiser in die Zukunft“, ließ sich an ihnen doch ein allmählicher Reifeprozess der Kinder ablesen.

Worte und Dinge waren, wie beschrieben, einerseits die einzige Möglichkeit, die große Entfernung zu überbrücken und andererseits wurde dadurch diese Entfernung erst recht fühl- und fassbar. Viele Missionskinder sahen ihre Eltern – wenn überhaupt – erst nach Jahren wieder. In Kinderbriefen wird oft die Frage nach dem baldigen Heimkommen der Eltern gestellt und ebenso häufig wird sie den Kindern abschlägig beschieden. Argumentiert wird grundsätzlich mit dem Missionsauftrag. Eine typische Antwort auf die Frage nach dem Wiedersehen findet sich bei Sophie Hasenwandel, die an

⁴ Privatnachlass: Clothilde Dörr, Briefsammlung, 1864-1868, Indien.

⁵ Privatnachlass: Briefsammlung Johanna und Friedrich Lutz.

ihre Tochter Emilie aus Indien schreibt:

*“An unser Kommen könnt ihr nicht denken. Wir gehören der Mission im Tulu-Land, da wollen wir dem Herrn dienen, solange es ihm gefällt.“*⁶

Eine Option, die den Kindern immer in Aussicht gestellt wurde, war ein Wiedersehen im Jenseits.

So schrieb Johanna Ritter aus Indien ihrer Tochter Else zu deren neuntem Geburtstag:

*„Es wäre freilich schöner, wenn wir bei Dir sein könnten oder du bei uns, Aber es kann eben jetzt nicht sein und so wollen wir wenigstens aneinander denken. Und den lieben Heiland bitten, dass Er uns doch gewiss einmal alle in den Himmel bringen wolle. Oh wie schön wird es dort einmal sein.“*⁷

Die christliche Vorstellung eines ‚Wanderlebens‘ und ‚keiner bleibenden Statt auf Erden‘, fand seine Entsprechung in einem Leben, das von Übergängen, Zwischenstationen und transitorischen Passagen geprägt war - bei den Eltern wie Kindern. Und – folgerichtig zielte der letzte Übergang – in eine andere Welt - , auf eine ‚bleibende Statt‘ und eine Wiedervereinigung. Gab es allerdings trotzdem die Option auf ein Wiedersehen im Diesseits, so war dies auf beiden Seiten mit fast ebenso großen Ängsten verknüpft wie der Vorstellung sich nie mehr zu begegnen. So schrieb der Indienmissionar Friedrich Eisfelder an seine Tochter kurz vor seiner endgültigen Rückkehr nach Europa im Jahre 1912:

*„Dann kennst Du mich wahrscheinlich auch nicht mehr, wenn ich einmal heimkomme und Dir auf der Straße begegne. Freilich ist es auch noch fraglich, ob ich Dich kennen würde, wenn Du mir irgendwo auf der Straße ganz unerwartet begegnen würdest.“*⁸

Auch die Rückkehr von Marie Witwer-Lüthi und Ehemann im Jahr 1909 aus Kamerun nach Basel zeigt, dass es oft weniger ein Wiedersehen sondern eher ein Kennenlernen war. Sie kehrten in Begleitung ihrer beiden neu hinzugekommenen Kinder Hansi und Marteli zurück und trafen auf ihre fünf früher nach Basel gesandten Kinder. Diese Kinder schilderten das Zusammentreffen folgendermaßen:

*„Es war ein Vormittag an dem wir ins Missionshaus hinübereilten um Vater und Mutter zu begrüßen und unsere beiden kleinen Geschwister kennenzulernen, den dreijährigen Hansi und das zweijährige Marteli. Es war ein merkwürdiges Gefühl, aber Hansi half uns mit seinem Geplauder in Duala und Deutsch über die erste Verlegenheit weg.“*⁹

⁶ Archiv Basler Mission (Mission 21): QT-10.6,8. Briefkonvolut Hasenwandel. Indien 1876-1885.

⁷ Privatnachlass: Briefsammlung: Johanna und Friedrich Lutz

⁸ Privatnachlass: Friedrich und Elise Eisfelder.

⁹ Archiv Basler Mission: QF-10.24,1. Marie Wittwer-Lüthi, Mutter und Missionarin. 27. September 1879 bis 7. Oktober 1955. Quellensammlung Kamerun 1904 bis 1914.

Die Eltern kehrten nach dem Kennenlernen wieder nach Kamerun zurück und ließen auch Hansi und Marteli in Basel. Die spätere endgültige Rückkehr der Eltern im Jahre 1914, nur vier Jahre später, gestaltete sich auf diese Weise:

„Der Vater ging gegen Mittag zur Musterschule um seine Kinder zu suchen. Er musste nach Hans und Marteli fragen, er kannte sie ja nicht mehr.“¹⁰

Wie die Trennung von den Eltern und das Aufwachsen ohne sie das spätere Leben beeinflusste und auch die individuelle Biografie im Kontext Mission prägte, mögen folgende Zahlen verdeutlichen. Von 213 Mädchen, die im Zeitraum von 1855 bis 1910 im Missionsmädchenhaus aufgewachsen waren, heirateten 40 einen Missionar und wurden Missionarsfrauen. Nahezu ein Fünftel trat also in die Fußstapfen der Eltern. Im selben Zeitraum wurden 293 Knaben im Missionsknabenhaus aufgezogen. Von diesen wurden lediglich 13 wieder Missionare. Augenscheinlich gingen junge Frauen, im Gegensatz zu jungen Männern, eher wieder ‚in die Mission‘, womöglich, weil sie weniger Entscheidungsspielräume hatten. Sie folgten, wie ihre Mütter, dem ‚Ruf Gottes‘, und wurden Missionsbräute, was wiederum bedeutete, irgendwann ebenfalls die eigenen Kinder heimsenden zu müssen. Auch sie waren wieder in zwei Welten daheim und in keiner ‚ganz zu Hause‘, Missionarinnen ‚ohne offizielle Mission‘, und ‚Mütter ohne Kinder‘. Ihr Leben, wie das ihrer Kinder, war geprägt von Übergängen zwischen den Kontinenten, zwischen den Kulturen und all dem was bei diesen Transitionen verloren ging. Die Geschichte dieser Familien sind Geschichten von ständigen Abschieden, Trennungen, Entfremdungen und Brüchen. Geschichten von räumlicher und emotionaler Bewegung.

¹⁰ Ebd.